

wollen mir helfen. Einer von ihnen scheint Experte für Fahrräder zu sein, er stellt sich wesentlich geschickter an als ich und daher lasse ich ihn zufrieden gewähren. Als ich ihm Geld für seine Arbeit geben will, lehnt er ab. Ich dränge ihm hundert Rupien auf, er verschwindet mit dem Geld. Kurz darauf kehrt er mit Süßigkeiten zurück, die er mit diesem Geld für mich und seine Freunde gekauft hat.

Zwischen Faizabad und Gorakpur wird der sogenannte Highway zum Schlaglochfeld. Es gibt kein normales Vorwärtkommen mehr, nur noch ein Rumpeln von einem Loch ins nächste. In Schlangenlinien versuche ich den Hindernissen zu entgehen – keine Chance. Ich staune, dass mein Rad dies unbeschadet übersteht, und wundere mich, dass ein Land, das mit Atomwaffen spielt, seinen Menschen keine brauchbaren Straßen bauen kann.

Hinter Gorakpur erreiche ich eine überraschend gut befahrbare Landstraße. Sie ermöglicht vergnügliches Dahinrollen durch eine liebliche Landschaft – die Sonne scheint, es herrscht kaum Verkehr, es gibt nur endlos viele Radfahrer. Man kann nebeneinander herfahren, miteinander plaudern, sofern es die Sprachkenntnisse zulassen. Auf den letzten 100 Kilometern nach Nepal bin ich nun wieder bester Dinge. Um fünf Uhr am Nachmittag erreiche ich die Grenze. Es herrscht reges Treiben, Inder und Nepali können hier ohne Formalitäten passieren. Die indische Grenzstation ist so versteckt, dass ich bereits in Nepal bin, ehe ich bemerke, dass mir noch der Ausreisestempel aus Indien fehlt. Also nochmals retour, in wenigen Minuten ist auch diese Formalität erledigt. Eine riesige Spannung legt sich in mir, als ich beim zweiten Versuch nun wirklich und legal in Nepal, dem letzten Land meiner Reise, bin.

DEN HIMALAYA IM BLICK – NEPAL

Ich liebe Nepal, seine Leute, seine faszinierende Bergwelt! Zum fünften Mal bin ich hier, meine Stimmung ist im absoluten Hoch. Minuten später rolle ich ins Städtchen Bhairawa und finde gleich ein komfortables Hotel für wenig Geld. Die Preise passen sich der Touristenflaute an. Die Außenministerien der westlichen Welt warnen seit Jahren vor Reisen nach Nepal, die Fremden, größte Einnahmequelle des Landes, bleiben aus, der herrschende Aufruhr stürzt Nepal in massive Probleme. König Gyanendra, 2001 auf dubiose Weise an die Macht gekommen, konnte nie die Herzen seiner Untertanen gewin-

nen. Er hat mit Repression reagiert, die in vielen Jahren mühsam erkämpften Bürgerrechte vorerst ignoriert, dann abgeschafft und das Parlament aufgelöst. Als ich in Nepal ankomme, tyrannisiert der ungeliebte König sein Volk mit einem Ausnahmezustand – Ausgangssperre von acht Uhr abends bis vier Uhr morgens, unzählige Checkpoints an den Straßen, die den Verkehr zum Erliegen bringen. Die Maoisten reagieren mit Attentaten auf Armee- und Polizeiposten und rufen, ebenso wie die anerkannten politischen Parteien, zu landesweiten Streiks auf, die das Land teilweise lahmlegen. Niemand kann zu dieser Zeit abschätzen, ob die Situation in einem Bürgerkrieg eskalieren wird.¹ Abgesehen von den Verkehrsstaus und der Ausgangssperre scheint das Leben aber normal weiterzugehen und ich fühle mich hier völlig sicher.

Am nächsten Tag radle ich durch das Tiefland Nepals, das fast auf Meeresebene liegende Terai, eine liebliche Landschaft. Nördlich der Straße erheben sich die Vorberge des Himalaya und machen das Radeln mühsam. Die vielen Bachtäler, die nach Süden fließen, führen dazu, dass es kaum flache Straßenstücke gibt, es herrscht ein stetes, steiles Auf und Ab. Kein Wunder, dass ich es heute nicht bis zu meinem Tagesziel, der großen Stadt Bharatpur, schaffe. Ich bleibe 30 Kilometer davor im kleinen Dorf Kawasoti Tana hängen, wo es ein einfaches Gästehaus mit noch einfacheren Zimmern gibt. Das Leben spielt sich in der Wirtsstube ab. Dicht gedrängt sitze ich mit Dorfbewohnern und Gästen am einzigen Tisch, der brüllende Fernsehapparat schafft eine unbeachtete Hintergrundkulisse, wir trinken Bier, essen Dal Bhat, das nepalische Nationalgericht, bestehend aus Reis, einer Linsensoße und Gemüse, und plaudern über Gott und die Welt. Plötzlich detoniert in der Nähe eine Bombe, ein Riesenknall. Erschrocken blicke ich auf, schein aber mit meiner Sorge allein zu bleiben. Keiner meiner fröhlich trinkenden Tischkumpanen nimmt Notiz von dem ohrenbetäubenden Krach, sie sind das gewohnt – vielleicht die Maoisten, vielleicht die Armee, egal. Bei so viel Gelassenheit lasse auch ich mich nicht länger stören und genieße mein Dal Bhat weiter.

Beim Städtchen Naraynghat verlasse ich das Terai, fahre nach Norden, hinein in die Berge. Es geht durch die malerische, tief eingeschnittene Schlucht des Narayani: wilde Sturzbäche von allen Seiten, Reisterrassen, malerische Dörfer und Gehöfte. So sehr ich das Radeln in dieser Landschaft genieße, das

¹ Die politische Situation Nepals hat sich seit 2006 grundlegend geändert. Die Monarchie wurde in Folge der Proteste abgeschafft, seit 2008 ist Nepal eine Republik mit demokratisch gewählter Regierung.

dauernde Auf und Ab zehrt an den Kräften und limitiert den Tagesschnitt. Abends finde ich ein luxuriöses Resort direkt am Ufer des heiligen Flusses Trisuli. Normalerweise unerschwinglich, verschleudern die Besitzer ihre Zimmer jetzt zu Dumpingpreisen, zumal ich hier der erste Gast seit langem bin. Da kann ich nicht Nein sagen und bleibe gleich für zwei Nächte.

Der unerwartete Luxus hat mich zu unmäßiger Schwelgerei verführt. Der Körper rächt sich mit Durchfall und will mir einen weiteren Ruhetag abverlangen. Verweigert! Ich nagle mich zu mit Immodium und Tannalbin, schwinge mich auf meinen Drahtesel und mache mich auf die letzten 100 Kilometer nach Kathmandu. Es sollen beinharte 100 Kilometer werden. Von 200 Meter Seehöhe steigt die Straße auf den nächsten 85 Kilometern bis auf 1600 Meter an. Das wäre noch nicht so schlimm, wäre da nicht dieses dauernde Auf und Ab. 50 Meter rauf, 50 Meter runter, 100 Meter rauf, 90 Meter runter – kaum ein Höhengewinn. Auf dieser Strecke durch eine grandiose Landschaft legt man wohl mehrere 1000 Höhenmeter zurück.

Spät komme ich im Dörfchen Naubise an und verbringe dort eine spartanische Nacht. Alles hat schon geschlossen, die Wirtin gibt mir ein Stück trockenes, hartes Brot und eine Tasse Tee, nicht einmal Kekse bekomme ich zu Gesicht. Heldenhaft ertrage ich das alles, denn ich weiß, es kommen wieder fette Tage – und das sehr bald.

Es ist der 2. Februar, halb eins, ich kämpfe mich die letzten Kehren hinauf, vor mir liegt eine unscheinbar wirkende Passhöhe. Hinter mir fallen die Hänge Hunderte Meter ab, Reisterrassen im steilsten Gelände, einfache, braun und weiß gefärbte Landhäuser. In endlosen Serpentinaen schlängelt sich die Straße den Hang herauf. Hunderte von Lkws hängen hier kilometerlang im Stau, der von den Polizeikontrollen entlang der Straße geschaffen wird.

Der Rand des riesigen Hochtales ist erreicht und damit das Ende eines zweitägigen, kräftezehrenden Anstiegs. Monatelang habe ich von dieser Passhöhe geträumt. Jetzt rolle ich einfach drüber, schalte in die nächsthöheren Gänge und genieße die Abfahrt. Bald füllt sich die Straße mit Menschen, ich bin in den Vorstädten von Kathmandu angelangt. Eine Stunde später werden mir die Straßen vertraut, hier kenne ich mich aus und brauche niemanden mehr nach dem Weg zu fragen. Ich fahre durch das halb geöffnete Tor und bin in „meinem“ Kathmandu Guest House. Vorerst ausgerollt: Das erste große Ziel meiner Reise habe ich unbeschadet erreicht – nach 7871 Kilometern!



Durbar Square in der Königsstadt Patan

Nach 111 Tagen „on the road“ – meine Ankunft in Kathmandu





Mount Everest und Nuptse vom Trekkingberg Kala Pattar aus gesehen

Blick vom Basislager auf den Khumbu-Eisfall



Fieberhaft arbeiten die „Eisfalldoktoren“ daran, die Route durch das Gletscherlabyrinth zu vollenden. Dieses kleine, aus drei Sherpa bestehende Team wird von allen Expeditionen für ihre Arbeit bezahlt. Die Eisfalldoktoren suchen einen Weg durch dieses Chaos aus Eistürmen und Spalten und versichern ihn mit Fixseilen und Leitern. Da der Gletscher dauernd in Bewegung ist, können Teile der Route über Nacht wieder verschwinden. Deshalb steigen die Eisfalldoktoren täglich durch den Gletscherbruch und betreuen ihr fragiles Werk. Ohne ihre Arbeit würde vermutlich niemand aus dem Basislager diese erste große Hürde am Berg bewältigen. Oberhalb des Eisfalls arbeiten dann die Expeditionsteams zusammen an der weiteren Sicherung der Aufstiegsroute.

Vor 22 Jahren wurde mein Diabetes diagnostiziert. Mein Arzt wollte mich damals ermutigen und meinte, dass ich mit einem streng disziplinierten Leben durchaus fünfzig Jahre alt werden könnte. Wenige Monate davor war ich hier im Basislager gewesen, habe erstmals diese märchenhafte Bergkulisse erlebt. In meinen Träumen habe ich sie immer wieder aufgesucht, an eine reale Rückkehr war mit meinem Diabetes jedoch jahrelang nicht zu denken. Die empfohlene strenge Disziplin habe ich nicht lange durchgehalten, doch nun ist der 13. April 2006, nun bin ich fünfzig und ich bin zurückgekehrt in diese Bergwelt meiner Träume, mit Zielen, die noch Tausende Meter höher liegen. Ausgelassen feiern wir meinen Geburtstag im Mannschaftszelt. Sylvias Geburtstagsgeschenk, die Kupfermünze mit den Fäden des Glücks, wird mich auf die eisigen Grate Chomolungmas begleiten.

Am Ostersonntag wandern meine Freunde talauswärts über den Gletscher in die winzige Siedlung Gorak Shep und besteigen den Kala Pattar, den berühmten Aussichtsberg auf den Mount Everest, Ziel und Endpunkt der meisten Trekkingtouren. Mit dem schwachen Trost, vor zwei Jahrzehnten schon auf diesem Gipfel gestanden zu haben, bleibe ich wieder einmal zurück und suche stattdessen verzweifelt im Medical Tent nach einem Wundermittel gegen mein Siechtum. Der bellende Husten hat auch meinen Magen-Darm-Frieden mächtig ins Wanken gebracht. Ich bin nun an einem Punkt, an dem es nur noch besser werden kann. Und das muss auch so sein, denn die Zeit wird allmählich knapp. In zwei Tagen wollen wir aufsteigen und mehrere Nächte über 6000 Meter verbringen.

Ich spüre den Druck, der auf mir lastet, auch wenn ich versuche, ihn abzuschütteln. Die österreichischen Medien berichten von meinem Vorhaben,

Bergsteiger- und Diabetikerforen diskutieren über meine Tour, jeder erwartet den großen Erfolg von mir. Gerne wäre ich still und leise aufgebrochen, doch dies war unmöglich, wollte ich doch auch die Interessen meiner Sponsoren wahren.

Frühmorgens am 18. April liegen unsere Aufstiegspläne unter 35 Zentimetern Neuschnee begraben. Gewitter und Schneestürme haben die ganze Nacht gewütet und das Basislager in eine verschlafene Tiefschneelandschaft verwandelt, aus der es in den nächsten Tagen nicht erwachen wird. Die mühsam angelegte Route durch den Eisfall ist nicht mehr auffindbar. Es folgen weitere Tage des Wartens, in denen ich oft mit meinem alten Kumpel Walter Laserer aus Gosau herumhänge, der mir vor Jahren das Skitourengehen beigebracht hat.

In den Morgenstunden des 21. April bricht unser Team bei Dunkelheit und beißender Kälte in den Eisfall auf. Endlich ist es so weit! Wir sind nicht allein in diesem Wirrwarr aus Eistürmen, Gletscherspalten und Leitern. Auch andere Teams nützen die Chance des sich bessernden Wetters, viele Sherpa sind, bedeutend schneller als wir, mit Lasten im Eisfall unterwegs.

Wir klettern durch ein Chaos von Eisblöcken, Popcorn genannt, auf eine kleine Rampe. Rast in den ersten wärmenden Sonnenstrahlen! Da verbreitet sich das Gerücht, dass im oberen Teil des Eisfalls einige Eistürme eingestürzt und Sherpa zu Tode gekommen sind. Fassungslosigkeit! Eben haben wir das Leben noch genossen, Augenblicke später herrscht Verzweiflung. Dave und Lhakpa eilen voraus zur Unglücksstelle. Wir kämpfen uns hinter den beiden her, so schnell es geht. Vielleicht können wir dort oben noch etwas ausrichten. Welch naive Vorstellung! Die Natur hat mit Brachialgewalt zugeschlagen. Eismassen von der Größe mehrerer Häuser sind hier in eine weite Senke gestürzt, nicht einmal den kleinsten der Blöcke können wir auch nur einen Zentimeter von der Stelle rücken. Chancenlos! Wir müssen die Wahrheit akzeptieren. Zehn Sherpa waren in dieser Senke unterwegs, als zwei Eistürme in sich zusammenstürzten und eine riesige Eiswand zum Einsturz brachten. Gewaltige Eisblöcke stürzten auf die Gruppe herab und begruben drei von ihnen, ohne dass noch irgendetwas von ihnen zu sehen war. Vier weitere Sherpa wurden durch kleinere Eisgeschoße verletzt, auch Kami Rita aus unserem Team. Sie alle konnten, schwer geschockt, den Abstieg ins Basislager aus eigener Kraft bewältigen.

Es herrscht Bestürzung und Ratlosigkeit! Dave entscheidet, weiter zu Lager I aufzusteigen. Das Ende des Eisfalls liegt nur 70 Meter über uns, der Abstieg



Auf schwankenden Leitern geht es über das Spaltengewirr des Western Cwm.

Im Khumbu-Eisfall



ins Basislager wäre zu dieser vorgerückten Stunde für uns zu gefährlich. Wenig später klettern wir aus dem Gewirr von Spalten und Eisblöcken hinaus auf weite Schneeflächen. Wir haben den Western Cwm erreicht, das höchste Tal dieser Welt, begrenzt von den mehr als 2000 Meter hohen Wänden des Nuptse, des Lhotse und des Mount Everest. Für die Schönheit der Kulisse haben wir keine Augen. Still rasten wir am ersten sicheren Platz seit Stunden, das Gesicht in unsere Hände vergraben. Sonnenschein und herrliches Wetter scheinen die Grausamkeit des Berges verbergen zu wollen. Wir denken an Dawa Temba Sherpa, Lhakpa Tsheri Sherpa und Phinzo Sherpa. Sie werden diese Sonne nicht mehr fühlen können.

Physisch und psychisch am Ende trotten wir weiter, wortlos, überwinden noch manch schaurig tiefe Gletscherspalte auf schwankenden, horizontal gelegten Aluleitern, bis wir spät einige Zelte erreichen, die unser Sherpa-Team hier vor Tagen aufgestellt hat – Lager I in 6000 Metern Höhe.

So erwartungsvoll haben wir unseren ersten Aufstieg am Berg herbeigesehnt, doch Freude kommt bei keinem von uns auf, zu sehr beschäftigen uns die tragischen Ereignisse des letzten Tages. Nach einem aktiven Ruhetag in der Umgebung von Lager I steigen wir nach zwei Nächten in sechs Stunden zu Lager II am Ende des Western Cwm in knapp 6500 Meter Höhe auf. Hier hat unser Sherpa-Team für uns ein komfortables Lager mit Mannschaftszelt aufgebaut. Wir bleiben zwei Nächte und versuchen, uns an die große Höhe anzupassen. Für mich geht das nicht ohne Probleme ab. Meine Wehwehchen, die ich aus dem Basislager mitgebracht habe, wachsen hier in der Höhe zu beschwerlicher Größe heran. Bedrohlich erhebt sich hinter dem Lager die fast 2000 Meter hohe Lhotse-Wand. In ihrer Mitte wird Lager III entstehen. Am 25. April steigen wir in knapp sieben Stunden vom Lager II ins Basislager ab.

Nun gibt es einige Tage der Ruhe, ehe wir unseren zweiten Akklimatisationsgang starten, um zu Lager III in der Lhotse-Wand aufzusteigen. Ich schwächle im Basislager umher, will endlich frei sein von den dauernden Hustenanfällen, will auch nicht das Toilettenzelt zu meiner zweiten Heimat erwählen. Die Pharma-Speisekarte habe ich schon rauf und runter genossen, alles umsonst. Nun entschlief ich mich, nichts mehr von all den Mittelchen zu futtern. Diese Heilmethode zeigt endlich Wirkung und ich kann beschwerdefrei meinen zweiten Ausflug auf den Everest starten.

Der Aufstieg in die Lager I und II geht nun schon um einiges leichter und schneller. Wir lassen zwei Ruhetage in unserem Komfortlager folgen, einen

geplanten und einen ungeplanten. Auch das Schlafen läuft nun wie am Schnürchen hier in 6500 Metern Höhe. Am 3. Mai versuchen wir uns erstmals an der berühmten Lhotse-Wand, oder zumindest fast. Der Mund bleibt mir offen stehen, das Herz sinkt tief in die Hose, denn die Wand beginnt mit einer fast senkrechten Stufe aus Blankeis. Wie soll ich da nur drüberkommen? Ein eisiger Wind fegt vom Südsattel mit gewaltiger Kraft losen Schnee in den Einstieg. Bald müssen wir einsehen, dass wir heute nicht weiterkommen – Aufschub und Rückkehr zu Lager II!

Am nächsten Tag wird es dann ernst. Wieder weht kalter Wind herab, aber wir können nicht warten, bis er sich legt. Große Teile dieser steilen Wand sind blankes Eis, Durchschnittsneigung 50 Grad, kurze Passagen mit bis zu 80 Grad. Meter für Meter geht es, gesichert an Fixseilen, hinauf auf 7350 Meter Höhe. Einige Zelte kleben stark geneigt und mit Fixseilen verankert an einem etwas flacheren Absatz dieser gewaltigen Wand. Ausrutschen darf man hier nicht! Kein Schritt ohne Selbstsicherung in diesem luftigen Lager, auch jedes Gepäck- und Ausrüstungsstück muss hier mit Karabinern fixiert werden. Wir kochen uns im Zelt eine Nudelsuppe und löffeln sie lustlos aus. Der Appetit fällt fast auf null. Warum passiert mir das nie zu Hause? Das Schlafen beschränkt sich auf Dösen, mehr ist in dieser Höhe fürs Erste nicht drin, für keinen von uns.

Gerade 1500 Höhenmeter fehlen uns noch zum Gipfel, der vorgelagerte Südgipfel wirkt schon zum Greifen nahe. Gerne wollten wir hier weitersteigen, doch das würde uns nicht gut bekommen. Also alles retour! In zwei Tagen steigen wir ins Basislager ab.

Als wäre es nicht genug, so viel an Höhe verloren zu haben, geht es noch tiefer. Auch im Basislager ist wirkliche Erholung nicht möglich. Selbst bei Ruhe und Gopals herzhafter Küche bauen unsere Körper stetig ab. Vor zehn Jahren hat der berühmte kasachische Bergsteiger Anatoli Boukreev hier einen Geniestreich gelandet. Vor seiner historischen Doppelbesteigung von Everest und Lhotse ist er für einige Tage in die Dörfer des Khumbu hinabgestiegen, um dort noch einmal richtig aufzutanken, was in über 5000 Metern nicht mehr möglich ist. Viele Expeditionen haben seither seine Strategie übernommen, so auch wir.

Wer wirklich „dicke Luft“ atmen will, der muss tief hinunter. Genau das tun wir. In zwei Tagesetappen kehren wir zurück in das Dörfchen Deboche, versteckt gelegen in den Wäldern unter dem berühmten Kloster Tengpoche. Wir

sind auf 3700 Metern Höhe, alles ist grün, der Rhododendron steht in Blüte, wir liegen in der Sonne und das Leben schießt förmlich ein in unsere matten Glieder. Es gibt Pizza, Spaghetti, Bier, und das nicht zu knapp. Nur zwei Tage bleiben wir hier, es reicht, um uns zu neuen Menschen zu machen. Energiegeladen verlassen wir am 11. Mai unseren gastlichen „Urlaubsort“ und erreichen nach drei Tagen wieder das Basislager. Unsere Akklimatisation ist abgeschlossen, nun sind wir bereit für größere Taten. Die Wettergurus haben jetzt das Sagen, sie müssen entscheiden, wann es wirklich nach oben geht.

Die Wetterprognose stellt Dave vor eine schwierige Entscheidung. In den nächsten vier Tagen werden optimale Bedingungen für einen Gipfelangriff herrschen. Danach soll Wind und Schneefall einsetzen, der die Erfolgsaussichten täglich verschlechtern wird. Am 21. Mai erwarten die Meteorologen, dass der Höhepunkt der Schlechtwetterfront den Berg erreichen und für mehrere Tage, vielleicht für eine Woche, jeden Gipfelversuch unmöglich machen wird. Dave hat die Wahl, so schnell wie möglich, also morgen, mit dem Aufstieg zu beginnen und, wenn alles optimal läuft, am 20. Mai den Gipfel zu erreichen, oder aber etliche nervenzehrende Tage im Basislager zuzuwarten, in der Hoffnung, dass sich nach der Schlechtwetterfront und noch vor Eintreffen des Monsuns eine weitere Chance auf den Gipfel auftut.

Nur wenige Tage im Jahr ist der Mount Everest wirklich besteigbar. Fast alle Bergsteiger nützen diese kurze Periode im Mai, in der relative Ruhe auf der Gipfelpyramide zu erwarten ist. Bis in die ersten Maitage hinein ist der Jetstream auf die höchsten Gipfel des Himalaya gerichtet und fegt orkanartige Winde gegen seine Erhebungen. Im Basislager und selbst im Western Cwm kann wunderbares Wetter herrschen, ein Blick hinauf zur schwarzen Felspyramide des Everest verrät jedoch, was dort oben los ist. Beständig hält sich eine vom Wind aufgewirbelte Schneefahne über dem Gipfel, die kein Überleben dort oben zulassen würde. Danach drängt der aus der Bengalischen Bucht herannahende Monsun den Jetstream Richtung Tibet ab. Ehe der Monsun nun mit voller Wucht auf die Himalaya-Hauptkette trifft, gibt es einige windschwache Tage in der Gipfelregion.

In dieser Zeit drängt alles nach oben. Der 11. oder 12. Mai wären heuer ideale Tage für einen Aufbruch nach oben gewesen. Diese Phase haben wir durch unseren Aufenthalt in Deboche verpasst.

Dave hat entschieden: Morgen früh um drei Uhr brechen wir auf. Dave will unser Team in Position bringen. Im komfortablen Lager II sind wir dem Gip-

fel um zwei Tage näher und können flexibler auf die Wetterentwicklung reagieren. Dort ist es auch noch möglich, mehrere Tage ohne große physische Schwächung zu verweilen. Weiter oben ist ein solches Warten auf optimale Bedingungen nicht mehr möglich. In Höhen über 7000 Metern kann der Mensch nur wenige Tage überleben. Es bleibt dann nur die Wahl zwischen schnellem Aufstieg oder endgültigem Abbruch.

Die berühmte Ruhe vor dem Sturm! Aufregende Stunden! Chomolungma ist weit mehr als ein gewaltiger Gigant aus Fels und Eis. Für viele Menschen aus aller Welt ist er zum Mythos geworden – ein Mythos, der von den Abenteuern, Ängsten, Entbehrungen, Erfolgen und auch Tragödien all derer lebt, die an seinen Flanken nach oben streben. Eine unendliche Geschichte! Nun hören wir auf, über ihn zu lesen, zu grübeln und zu träumen, nun werden wir ihn fühlen, werden selbst ein Teil dieses Mythos sein.

Es ist Muttertag! Ich weiß, dass ich meiner Mutter mit der Ankündigung unseres Aufstiegs Zeiten voller Sorge bereiten werde, und dies gerade an jenem Tag, an dem so viele Menschen in aller Welt ihren Müttern Freude bereiten wollen. Es nagt an mir.

Markus, mein Sohn, kämpft in diesen Tagen um einen Gipfel der anderen Art. Er schreibt seine Reifeprüfung. Ich kann hier nur an ihn denken, seine große Herausforderung muss er alleine meistern.

Nach dem Abendessen bildet sich eine Warteschlange vor dem einzigen Satellitentelefon unserer Crew. Jeder will sich für die nächsten Tage von seinen Lieben verabschieden. „Heute Nacht steigen wir auf.“ Bange Glückwünsche begleiten uns in den Schlaf.

DER AUFSTIEG AUF DEN GIPFEL DER WELT

15. Mai, vier Uhr morgens – noch liegen Dunkelheit und eisige Kälte über dem Basislager. Es ist so weit, wir wollen ganz hinauf auf das Dach der Welt. Kein Training mehr an Eiswänden, keine Akklimatisationstouren – nur noch hinauf, jetzt oder nie. Wer wird mir glauben, dass nichts härter ist an diesem Berg als dieses nächtliche „Anlassen“ des Körpers. Ist der Anstieg später auch noch so anstrengend, wenn die Körperfunktionen bereits in Fahrt sind, ist alles viel leichter. Das Öffnen des wohligen warmen Schlafsacks, das Anziehen unzähliger Kleidungsschichten, jedes Berühren der Zeltwände führt zu einem feinen Eisregen auf der noch nackten Haut. Das Frühstück wird hinun-